

Neon | 12/2005

Der Wächter

Eine Brücke in der Nähe von Shanghai ist der letzte Ort, den viele Chinesen sehen - bevor sie sich das Leben nehmen. Der Staat kümmert sich wenig um die Verlierer im neuen dynamischen China. Nur ein Mann, der selbst viel verloren hat, will Leben retten

Text: Janis Vougioukas

Der Mann steht schon viel zu lange am Brückengeländer. Will er springen? Chen Si hebt sein Fernglas vor die Augen, sucht aus der Distanz im Gesicht des Fremden nach Zeichen von Traurigkeit und Verzweiflung. Der Mann senkt den Kopf und blickt in den Fluss. Viel zu lange. Vorsichtig geht Chen in seine Richtung, mit schnellen Schritten, aber bemüht, nicht aufzufallen. Er stellt sich neben ihn, spricht ihn an. Der Mann ist Tourist, es ist alles in Ordnung.

Chen kommt zurück, er ist erleichtert, das kann man sehen. Glücklicherweise nicht. Heute, früh am Morgen, ist schon einer gesprungen, und der Jangtse, tief unten, trug den Körper fort. Chen hat ihn nicht retten können. Er hat verloren. Wie meistens.

Chen Si lehnt sich an seinen Motorroller, breit und schwarz, Marke »Himmelpferd«. Vorne hat er ein rotes Herz draufgeklebt und in chinesischen Schriftzeichen die Worte: »Fahrzeug der ehrenamtlichen Brückenpatrouille.« Er hat einen Lautsprecher eingebaut und eine Halterung für sein Teeglas. Der Roller ist Chens mobiles Einsatzzentrum. Er parkt ihn meistens an dem großen südlichen Brückenpfeiler in der Nähe der Bushaltestelle. Hier wartet er. Alle zwei Minuten begeht ein Chinese Selbstmord. 280 000 Menschen pro Jahr. In der Altersgruppe der 15- bis 34-Jährigen ist Suizid die häufigste Todesursache. Und viele von ihnen kommen zu dieser Brücke in Nanjing, drei Fahrstunden nordwestlich vor Shanghai. In manchen Wochen jeden Tag einer.

Chen Si, 36 Jahre alt, ist ein freundlicher Mann mit rundlicher Figur und breitem Gesicht, in dem wenige, dafür aber sehr lange Barthaare stehen. Er trägt eine schwarze Sonnenbrille, in der man sich spiegelt, wenn man mit ihm spricht, und eine abgewetzte Schirmmütze aus Jeansstoff. Jedes Wochenende verbringt Chen ehrenamtlich auf dem Posten, seine gesamte Freizeit. Vom Roller aus liest er die Gesichter der Passanten und versucht, die Lebensmüden zu identifizieren. Es gibt keine offiziellen Zahlen über die Häufigkeit von Selbstmorden auf der Brücke. Aber allein im Mai vergangenen Jahres, schrieb die »Nanjing Morning Post«, hätten 48 Menschen versucht, hier in den Tod zu springen. Chen will sie aufhalten. Er hat dutzenden Menschen das Leben gerettet.

Die Brücke. Sie spannt sich 1,6 Kilometer über den Jangtse, 91 Meter hoch. Der Beton düstert Hitze aus. Die Luft schmeckt alt, verstaubt von den langen Kolonnen der Lastwagen und Busse. Von hier oben sind die Containerschiffe auf dem Jangtse nur noch kleine Spielzeugboote. In das Brückengeländer sind gusseiserne Bilder eingelassen. Sie zeigen Staudämme, pralle Felder, rauchende Kraftwerke – es sind groteske Szenen einer heilen sozialistischen Welt. 1958 ordnete Mao Zedong den Bau der ersten Verbindung über den Jangtse-Fluss an. Es sollte ein Machtsymbol der jungen Volksrepublik werden. Der Sieg der Partei über die Naturgewalten. Nach zehn Jahren wurde die doppelstöckige Konstruktion eingeweiht. Im ersten Stock fahren Züge, im zweiten Autos. Steinernen Soldatenfiguren bewachen die Auffahrten; in der einen Hand halten sie ein Maschinengewehr, mit der anderen strecken sie die Mao-Bibel in die Höhe. Die Jangtse-Brücke ist nicht schön, auch nicht in den Augen der Chinesen. Trotzdem ist sie ihnen so wichtig wie die Golden Gate Bridge den Amerikanern.

Li Xiaoyu kam hierher mit ihrem Sohn Zhao Xinghao (Namen geändert), einem aufgeweckten Jungen mit Zahnücke und leicht abstehenden Ohren. Was sie auf die Brücke führte, war ihr Leben. Vor neun Jahren hatte Li mit ihrem Mann das Heimatdorf verlassen und Arbeit gefunden, bei einer Textilfirma in der Stadt. Sie nähte, er fuhr die Lieferungen mit dem Fahrrad an die Kunden aus. An einem Tag im April vor fünf Jahren erwischte ihn dabei ein großer Bus, der von seiner Fahrbahn abgekommen war. Die Wucht des Aufpralls zertrümmerte seine Schädeldecke. Neun Tage später starb er, und Li war mit ihrem Sohn allein. Kurz darauf bekam der Junge einen Anfall. Er sagte noch: »Mutter, ich fühle mich schlecht.« Dann fiel er vom Stuhl. Seitdem kann Xinghao nicht mehr zur Schule gehen. Li brachte ihren Sohn zu Ärzten im ganzen Land, doch keiner fand eine klare Diagnose. Li schläft seitdem mit ihrem Sohn in einem Bett, sie lässt ihn kaum noch aus den Augen. Er ist alles, was ihr geblieben ist.

An dem Morgen, an dem Li sterben wollte, waren sie mit dem Bus zum Krankenhaus gefahren. Die Ärzte hatten ihren Sohn untersucht und wieder nichts gefunden. Li fühlte sich vom Rest der Welt vergessen. Sie hatte schon vorher an Selbstmord gedacht. Tabletten vielleicht. Aber am Ende fehlte ihr der Mut. Dann sah sie die Brücke, und die Verzweiflung verdrängte die Angst. Li nahm Xinghao bei der Hand, ging zur Mitte des Flusses, sie hatte Tränen in den Augen und konnte ihrem Sohn doch nicht sagen, warum. Als sie ihren Oberkörper über das Geländer lehnte, bereit zum Sprung, fasste eine Hand von hinten an ihre Jacke. Sie hörte eine Stimme, und als sie sich umdrehte, sah sie vor sich einen Mann mit einer Schirmmütze aus Jeansstoff und einer großen dunklen Sonnenbrille. So rettete Chen beiden das Leben.

Li sitzt im Park, unten neben dem Brückenpfeiler, als sie ihre Geschichte erzählt. Die Luft duftet nach Magnolien. Alte Männer hängen ihre Vogelkäfige in die Bäume. Kinder lachen. Aber Li hat keine Augen dafür. »Nächstes Mal wird Chen Si nicht da sein«, sagt sie. Es klingt nach Trotz. Ihr Sohn braucht Pflege. Also kann Li nicht arbeiten gehen. Und ohne Arbeit ist zu wenig Geld da, um Xinghao auf eine betreute Schule zu schicken. Li erhält 131 Yuan Sozialhilfe pro Jahr. Das sind umgerechnet 13 Euro.

Zur Brücke kommen die Armen, die Schwachen, die Betrogenen, die Gescheiterten. Es sind die Menschen, die China bei seiner wirtschaftlichen Aufholjagd am Wegesrand stehen lässt. »Obwohl es uns besser geht, sind die Beziehungen zwischen den Menschen kalt geworden«, sagt Chen. Die vorsichtigen Reformen haben die Volksrepublik zu einem Land mit 1,3 Milliarden Einzelkämpfern gemacht.

Es ist Mittagszeit geworden. Chen unterbricht seine Patrouille, um zu dem kleinen Restaurant neben der Bahntrasse zu fahren. Tante Ma macht die besten Suppen in der ganzen Gegend. Er kommt oft hierher. Und manchmal sitzt auf dem Rücksitz seines Motorrollers ein Mensch, den Chen gerade vor dem Tod gerettet hat. Ma und ihre Familie versuchen dann, den Opfern Mut zu machen. Sie aufzumuntern. »Aber wir haben nicht die Fähigkeiten, die Chen hat«, sagt Ma. »Wir können doch nur kochen.« Ma und ihre Familie bewundern ihn für seinen Einsatz. Im Restaurant dampft der Tee. Die Enkelkinder spielen auf dem Fußboden. Die Hündin flirtet mit der Katze. »Das Leben ist so schön«, sagt Ma.

Es hätte wohl niemand geglaubt, dass Chen zum Helden taugt, früher. Als Wanderarbeiter war er vom weiten chinesischen Hinterland in die Stadt gekommen. Er zog in eine kleine Wohnung, weit entfernt am Stadtrand, fand Arbeit als Müllsammler und auf dem Gemüsemarkt. Später eröffnete er einen kleinen Kiosk. Als der Kiosk abgerissen wurde und auf den Trümmern von Chens Existenz ein Bürokomplex errichtet wurde, beklagte er sich nicht einmal. Das Leben geschah einfach. Also zwängte er eine Maschine in die Kammer, in der er mit seiner Familie arbeitet, isst und schläft, und fing an, Schilder für Ladengeschäfte herzustellen.

Doch ein einziger Tag hat ihn verwandelt. Er weiß noch, wie die Sonne schien, er hatte in der Stadt ein paar Batterien besorgt und auf der Rückfahrt hielt er wie zufällig an der Bushaltestelle über dem Fluss. Er war schon zehn Jahre in Nanjing, aber die Brücke hatte er noch nie besucht. Er sah polternde Lastwagen, hupende Busse, Touristen mit Kameras. Und ein Mädchen mit verweitem Gesicht, das wütend auf ihre Tasche eintrat. Der Anblick löste in seiner Brust eine kleine Erschütterung aus. »In der Stimmung kommt man nicht hierher, um Erinnerungsfotos zu machen«,

dachte Chen. Er informierte die Fahrstuhlwächterin, aber die sagte: »Es kommen jeden Tag so viele Selbstmörder. Wir können nichts machen.« Chen rannte dem Mädchen zur Brückenmitte hinterher und sprach sie an. Er gab ihr Wasser und hörte zu. Sie war aus Shandong gekommen, auf der Suche nach Arbeit. In Nanjing hatten Betrüger ihre ganzen Ersparnisse geklaut, sagte das Mädchen, die Stimme von Angst gequetscht. Chen half ihr, Geld für die Zugfahrkarte zu sammeln. Er gab ihr Essen. Und sein Herz füllte sich zum ersten Mal mit dem warmen Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun.

Aber Chen Si schläft schlecht. Trotz der großen Ruhe, die er mit jeder Bewegung ausstrahlen möchte, ist sein Geist ungeduldiger geworden. Er findet, dass diese Veränderung seiner Persönlichkeit eigentlich nicht zu seiner Arbeit auf der Brücke passt. Er ist verbittert über das System, das seine Kinder und die Ärmsten sich selbst überlässt. Auf seinen linken Unterarm hat er sich das Schriftzeichen »ren« tätowiert – »aushalten«. Das Mitleid drückt auf sein Herz, und darin kocht die Wut.

Im April haben sie ihm einen Preis verliehen. Ein Model führte Chen auf die Bühne. Sie hatten ihm gesagt, er solle in Anzug und Schlips kommen. Sie hatten Kameras aufgebaut. Der Saal war voll. Ein Junger Pionier reichte ihm einen Strauß Blumen, der Vizebürgermeister schüttelte seine Hand und hielt eine Rede. Er sagte große Worte. Modellbürger. Entwicklung und Leben. Er sagte Vorbild, Gesellschaft und Verantwortung. Gemeinwohl. Und Chen fühlte zum ersten Mal, wie sein Land ihm Dankbarkeit ausdrückte. Andere Freiwillige kamen auf die Brücke, um ihn zu unterstützen. Doch als im Juli die Tage in der schattenlosen Hitze zerschmolzen, da verschwanden sie wieder und ließen Chen allein.

Lange galt der Suizid den Chinesen als Ausdruck von Todesmut. Qu Yuan, der Vater der chinesischen Dichtung, ertränkte sich im Miluo-Fluss, nachdem er am Kaiserhof in Ungnade gefallen war. Ming-Kaiser Chongzhen erhängte sich an einem Baum, als er das Ende der Dynastie nahen sah. Und die schöne Zhu Yingtai stürzt in einer im ganzen Land bekannten klassischen Liebestragödie in das Grab ihres Geliebten Liang Shanbo, um als Schmetterling mit ihm weiterzuleben. Es ist noch nicht lange her, dass Geschäftsleute Auftragselbstmörder zu ihren Feinden schickten, die sich vor den Häusern der Opfer umbrachten, um sie als Untote auf ewig zu terrorisieren. Die Menschen in Nanjing sagen, die Geister der Selbstmörder tragen die Brücke auf ihren Schultern. Erst wenn sie einen weiteren Menschen in den Abgrund gerissen haben, wird ihre Seele erlöst.

Die chinesische Wissenschaft beginnt gerade erst, sich mit dem Problem auseinander zu setzen. Im Zentrum der Stadt, in der Nähe

des alten Trommelturms, liegt das Universitätskrankenhaus, ein trostloser Bau mit einer grau gekachelten Fassade. Drinnen auf den Gängen stehen Fernseher, auf denen Werbung für Brustvergrößerungen läuft. Es riecht nach eingetrocknetem Urin. Und doch leistet die Klinik Pionierarbeit. 1991 wurde hier Chinas erstes psychologisches Kriseninterventionszentrum eröffnet, die erste Anlaufstelle des Landes, die sich um Selbstmordkandidaten kümmerte. Zu der Zeit fanden die chinesischen Psychologen noch, dass sie mit dem Thema nichts zu tun hätten. Erst 2002 nahmen sie in ihr Standardwerk, die Chinese Classification of Mental Disorders, ein Kapitel über Selbstmord auf. »In der Kulturrevolution galten Selbstmörder als Feinde des Volkes. Wir haben vermieden, darüber zu reden«, sagt Zhang Ning, Direktor der psychologischen Abteilung des Universitätskrankenhauses. »Das ist heute anders.« Sechs solcher Zentren gibt es inzwischen in China – eins pro 200 Millionen Menschen. »Wir werden noch Jahrzehnte brauchen, bis wir internationale Standards erreicht haben«, sagt Zhang.

Es ist später Nachmittag geworden. Chens Frau ruft an: Er soll nach Hause kommen und helfen, das Abendessen zu kochen. Seine Familie toleriert, was er tut. Verstehen kann sie es nicht. Einmal beklagte sich die Tochter: »Andere Väter verbringen die Wochenenden mit ihren Babys.« Chen antwortete: »Du bist neun Jahre alt. Komm mit auf die Brücke.« Eine Stunde stand das Mädchen da. Die Brücke wackelte von den Lastwagen und Zügen, der Straßenlärm, der Smog, die Tiefe, Chens Tochter weinte. Dann brachte Chen sie wieder nach Hause. Den Kampf für die Schwächsten der Gesellschaft führt er weiter alleine. Ein kleiner Mann mit Jeansmütze auf einer großen Brücke.